

# Des Wittgensteiners Sitten und Gebräuche

Von Lehrer H. Kroh-Bedelhausen.

Sitten und Gebräuche sind Ordnungen und Regeln, von denen das Leben des Volkes oder einer Gruppe von Volksangehörigen geleitet wird. Sie ähneln darin dem Gesetz und der Religion. Aber das Gesetz schafft der Staat, und über die Befolgung der religiösen Vorschriften wacht die Kirche. Dagegen stammen Sitten und Gebräuche aus dem Volke selbst. Was die Alten taten und dachten, und wie die Menschen der engeren Umgebung ihr Leben gestalteten; das wirkt auf die Heranwachsenden wie eine Lebensvorschrift. Ist sie auch nicht niedergeschrieben wie das Gesetz und nicht im göttlichen Gebote verankert wie die Religion, so hat doch diese aus der Vergangenheit und der Umgebung übernommene Vorschrift eine starke Gewalt; nicht selten regelt sie das Leben ganzer Volksstämme durch Jahrhunderte hindurch.

Manche von diesen Regeln sind innerhalb kleiner Bezirke allgemein anerkannt. Ihnen zu folgen, gilt als selbstverständliche Pflicht; sie zu übertreten, bringt Tadel und Verachtung. Solche nun ungeschriebenen, vom Staate und der Kirche nicht geschützten, aber stillschweigend anerkannten, Gesetz gewordenen Lebensordnungen gehören der „Sitte“ an. Die Gebräuche haben geringere bindende Kraft. Oft beschränken sie sich nur auf einzelne Familien oder Berufsstände; darum unterliegen sie weniger dem allgemeinen Urteil. Werden sie im Laufe der Zeit allgemeiner anerkannt, so wandeln sie sich zur Sitte; im anderen Falle verschwinden sie allmählich und werden vergessen.

Der Ursprung der Sitten und Gebräuche ist ganz verschieden. Oft bedeuten sie nur ein Festhalten an Lebensgewohnheiten früherer Zeit; nicht selten hängen sie mit abergläubischen Vorstellungen zusammen; manchmal ahmte man auch nur das Tun anderer, vom Erfolg begünstigter Menschen nach, weil man glaubte, sich so selbst des gleichen Erfolges teilhaftig machen zu können.

Menschen, die am Alten festhalten, werden solche Sitten und Gebräuche treuer bewahren, als andere, die sich leicht dem Neuen zuwenden. Darum spielen diese ungeschriebenen Regeln in den verschiedenen Teilen des deutschen Vaterlandes eine ganz verschiedene Rolle. Im nördlichen Westfalen haben sie z. B. eine viel größere Bedeutung, als etwa im Rheinland und in Thüringen. Dem Wittgensteiner bedeuten sie weniger als dem Münsterländer und mehr als dem Rheinländer. Gerade in den letzten Jahrzehnten treten die alten Sitten und Gebräuche auch im Wittgensteiner Lande immer stärker zurück.

Nur Überreste lassen sich heute noch feststellen, auf ihre Beschreibung sind wir daher im folgenden angewiesen, umso mehr, als bisher weder Volkstunde noch Religions- oder Rechtsgeschichte sich mit den besonderen Verhältnissen im Wittgensteiner Lande beschäftigt haben.

Wenn man die Sitten und Gebräuche einer Volksgruppe darstellen will, hat man sich zu vergegenwärtigen, daß sie Ordnungen für das Tun und Treiben der Menschen sind. Darum trifft man auf sie, wenn man das Tun der Menschen durch den Lauf des Jahres verfolgt oder wenn man den einzelnen Menschen von der Wiege bis zum Grabe begleitet. Beide Wege werden wir im folgenden beschreiten müssen, um die Sitten und Gebräuche, die sich heute noch im Wittgensteiner Lande wirksam erweisen, geordnet darstellen zu können.

Der Jahreswechsel schafft im Leben des Menschen wichtige Abschnitte. Kein Wunder, daß die Geburtsstunde des neuen Jahres ganz besonders reichlich mit festlichen Sitten und Gebräuchen ausgestattet erscheint. Kam schlägt die Glocke Mitternacht, da ertönen aus den Dörfern und von den Höhen laute Schüsse. Alte Pistolen, Flinten der verschiedensten Art, Feuerwerkskörper und Kanonenschläge wirken zu einer ungeheuren Kanonade zusammen. Mag auch das Schießen in der Neujahrsnacht noch so oft unter Strafandrohung verboten werden, an diesem Brauch, der auch in anderen Ländern geübt wird, hält die Jugend fest. Nicht

mehr wirkt beußt die abergläubische Gedanke an die Vertreibung böser Geister, der einst das Schießen zu einer Pflicht machte; man will das neue Jahr „anschießen“, will den andern, die in den Betten liegen, laut und eindringlich verkünden: Das neue Jahr ist da.

Gleichzeitig ertönen die Glocken der Kirchen; das neue Jahr wird „angeläutet“. Zwischen Läuten und Schießen erklingt zugleich der Gesang alter Kirchenlieder, die vor der Kirche angestimmt werden. Das alte „Hilf, Herr Jesu, laß gelingen“ erhält sich dabei neben „Ach bleib mit deiner Gnade“ als bevorzugtes Lied. Von der Kirche geht der Zug ins Dorf. Die männliche Jugend zieht von Haus zu Haus, schießt und singt das neue Jahr an; ruft jeder Familie ein kräftiges „Profit Neujahr“ durch die dunkle Winternacht. Nicht selten werden dabei leise an den Türen Wünsche oder auch nur die neue Jahreszahl angeschrieben. Im Hause entsteht Bewegung. Würste, Fleisch, Eier oder auch Geld werden der singenden Schar gereicht. Nach stundenlangem Umzug sind Korb und Beutel gefüllt, und nun beginnt der Neujahrsschmaus der Jugend, der sich nicht selten bis zum frühen Morgen hinzieht.

Am Neujahrsmorgen setzt die männliche Schuljugend mit Pulverbüchlein fort, was die Größeren in der Nacht begannen; sie schießt Nachbarn und Verwandten das neue Jahr an.

Andere Bräuche dagegen verschwinden immer mehr. Noch bäckt man hier den „Hausdaischel“, ein längliches Brot, von dem alle Bewohner des Hauses, Menschen und Haustiere (von den Kühen bis zur Kaze) am Neujahrsmorgen je ein Stück erhalten. Sie sollen im neuen Jahre beim Hause bleiben, Übel und Unglück soll abgewehrt werden. Ein anderes Mahl, das wohl früher alle vereinigte, ist ganz verschwunden: die große Schüssel mit Branntwein oder Traubenwein, in die Honigtuchen eingebrockt waren, aus der jeder, der am Neujahrstag ins Haus kam, mindestens einen Löffel voll nehmen mußte.

Vielfach wurde der Hühner besonders gedacht. Im dichtbesiedelten Dorf ist es oft der Hausfrauen großer Kummer, wenn die Hühner „fortlegen“, d. h. ihre Eier in anderer Leute Hühnernester, Scheunen oder Ställe tragen. Das zu verhüten, fütterte man vielfach die Hühner „in einer Kette“. In einen, von einer Kette gezogenen Kreis lockte man die Hühner hinein und glaubte, sie nun für das ganze Jahr ans Haus gebunden zu haben. Alte Zauberbräuche mögen dabei die Form der Handlung bestimmt haben.

Auch am Neujahrstag und darüber hinaus setzt sich das „Anwünschen“ fort. Wer sich im neuen Jahr zum erstenmal sieht, begrüßt sich mit „Ich wünsche ein glückseliges neues Jahr“ oder dem modernen „Profit Neujahr“. Dabei entsteht ein schöner Wettstreit. Jeder möchte den andern zubor kommen, und oft schleicht sich einer heimlich in des Nachbarns Haus, um unter allen Umständen der erste zu sein. Wer den Wunsch zuerst ausspricht, hat dem andern das neue Jahr „abgetwonnen“ und ist nicht wenig stolz darauf.

Verborgener Sinn mag in manchem alten Brauch liegen, der schon als fast ausgestorben gelten muß. Auch wenn Neujahr auf einen Sonntag fiel, hielt man es für bedenklich, das Hemd zu wechseln, da sonst Schwären entstehen würden. Auch Nägel schneiden schien nicht angebracht. Zu leicht könnten sonst eingewachsene Nägel (Zwangsnägel) entstehen.

Am den langen Winterabenden vereinigt sich die Jugend in Spinnstuben. Im Hause eines der Schule entwachsenen Mädchens kommen deren Freundinnen und Altersgenossinnen zusammen. Später kommen auch die „Burschen“ dazu. Mit Spinnen, Singen, Kaffeetrinken, gelegentlich auch Biertrinken und Tanzen geht der Abend hin. Zwar sind die Spinnstuben in der Vergangenheit oft von Behörde und Kirche verboten worden, aber sie haben sich trotz aller Anfeindungen gehalten, weil sie dem gerade im langen Winter vorhandenen Ge-

selligkeitsbedürfnis des „jungen Volkes“ Rechnung zu tragen vermögen. Kommt die Fastenzeit, so entstehen neue Formen dieser Zusammenkünfte. Am Fastabend (Abend vor Aschermittwoch) feiert die Jugend bei Butter, Brot, Fleisch, Wurst und Käse, Kräppeln und Kuchen, Kaffee und Bier. Auch die natürliche Freude an Verkleidung und Mummenschanz kommt in dieser Zeit zu ihrem Recht. Als Zigeuner, Bärenführer, Soldaten und fliegende Händler verkleidet, ziehen die Burschen von Haus zu Haus, erfreuen alt und jung mit ihren Darbietungen und heimisen Beute ein, wie in der Neujahrsnacht.

Ruhiger wird das Leben dann erst in der Passionszeit. Tänze ist verpönt, und auch die Zusammenkünfte der Jugend beschränken sich mehr und mehr auf die Sonntagnachmittage und -abende. Volle Ruhe besteht in der Karwoche, und gerade der Karfreitag wird in den evangelischen Teilen des Kreises als besonders hoher Feiertag begangen. Im Denken des Volkes spielt die Karwoche noch eine große Rolle. Manche Leute stellen sogar das Geschäft der Ausfaat ein. Gerade in Hausgärten wird vielfach nicht gesät, weil man fürchtet, daß der Same nicht keimen würde. Aber auch dieser Brauch beschränkt sich mehr und mehr auf einzelne Familien, die auch sonst am Hergebrachten festzuhalten pflegen.

Die Enthaltung von Fleisch, die für die katholischen Gemeinden und Familien nach wie vor verbindlich ist, wird auch in evangelischen Bevölkerungsteilen hier und da am Karfreitag noch geübt.

In der Sitte, während der Karwoche die Ausfaat zu unterbrechen, klingt offenbar, durch religiöse Vorstellungen verstärkt, ein Brauch an, der auch sonst im Ablauf der landwirtschaftlichen Arbeit noch deutlich zu erkennen ist. Da Ostern auf den ersten Sonntag nach dem ersten Vollmond im Frühjahr fällt, wird immer ein Teil der Karwoche unter dem Zeichen abnehmenden Mondlichtes (vergehenden Lichtes) stehen. Nur bei zunehmendem Mond zu säen, ist aber auch sonst eine weitverbreitete Sitte.

Die Stille der Karzeit macht lautem Osterjubei Platz. Zwar beteiligen sich die Erwachsenen nur wenig an den Festfreuden. Sie richten vor und helfen, daß die Jugend ihre Freude habe. In einem ganz engen Kreise werden u. a. kurze Haselstäbe in den Boden oder in ein rundes Brett getrieben, untereinander mit Weiden oder Stroh verschlochten und mit trockenem Grummt gut gepolstert. Das sind die „Ostergärtchen“, in die der Osterhase die Ostereier legen soll. Teils verdanken diese Ostereier ihre Farbe einer Zwiebelabkochung oder dem Kaffeefas, teils braucht man auch Kunstfarben und Abziehbilder. Mit Speck nachgerieben, erhalten sie schönen Glanz. Den Ameisen ins Nest gegeben, werden sie von der Ameisensäure teilweise entfärbt und bekommen so oft überraschend schöne Zeichnungen und Muster. Mit diesen Eiern ausgerüstet, begibt sich die nicht konfirmierte Jugend auf die Wiesen, wirft die Eier, widmet sich Ballspielen und singt dazu alte Spiellieder. Auch da wirkt sich Brauchhaftes aus, insofern stillentworfene bestimmte Lieder nur auf Ostern gesungen werden. Das „Dippen“ oder „Stuzen“, d. h. das Aufeinanderstoßen der Eier ist ein beliebter Spaß, bei dem mancherorts nicht nur die Festigkeit der Eier geprüft, sondern auch die angetippten Eier gewonnen werden.

Den frischen Sprossen mancher Pflanzen, die nun mehr und mehr herauskommen, wird besondere Heilkraft zugesprochen, besonders aber den Heilkräutern, die am Himmelfahrtstag gesammelt werden. Darum zieht auch heute noch am Himmelfahrtsmorgen mancher Familienvater aus und sammelt in Luchern und kleinen Säcken bestimmte Pflanzen, die — getrocknet — einen Aufguß für krankes Vieh abgeben.

Zu Pfingsten schmücken hier und dort noch manche Leute ihr Haus mit jungem Grün. Und es mag auch heute noch vorkommen, daß dort, wo ein geliebtes, gesittetes, heiratsfähiges Mädchen wohnt, junge Burschen Tür oder Dach mit einem Birken- oder Tannenbäumchen zieren. Steht aber ein Mädchen in schlechtem Ruf, da kann es geschehen, daß ein alter schmutziger Besen an ihrer Wohnung angebracht wird. Schwaghafte Mädchen und Frauen streut man Spreu von der Türe bis ans Nachbarhaus.

Der weitere Verlauf des Jahres ist zu sehr anstrengender Arbeit gewidmet, als daß hier noch mit alten ländlichen Festen gerechnet werden könnte. Nur das „Stünzelfast“ macht eine Ausnahme. Seiner muß daher besonders gedacht werden. Am einem Mittwoch der zweiten Junihälfte befehlt der Landwirtschaftliche Kreisverein Wittgenstein sein Jahresfest in der Nähe des Ortes Stünzel. Von allen Seiten, sogar weit über die Grenzen des Kreises hinaus, kommen Teilnehmer, die ihr Vieh zum Verkauf oder zur Prämierung bringen oder sich an dem bewegten Bilde freuen wollen. Buden aller Art, zahlreiche dörfliche Wirtschaftsbetriebe unter leichten Zelten, daneben Vergnügungseinrichtungen gruppieren sich um die Waldlichtung, an deren Randbäumen das Vieh angebunden liegt. Das Geschrei der Tiere, das Bohlen der Menge, Musikkapellen, Drehorgeln und billige Safole schaffen einen Lärm, der weit hinaus ins Land dringt. Eine große Verlosung, die Vorführung der prämierten Tiere und das bunte Bild der Tanzenden sind die Hauptanziehungspunkte. So wird das „Stünzel“ zu einem Höhepunkt im Wittgensteiner Volksleben, zu einem Volksfest, dessen Reiz sich niemand zu entziehen vermag.

Der weitere Verlauf des Jahres bringt noch eine größere Anzahl mehr lokaler Feste, die durchweg im Freien abgehalten werden: je nach dem Ort handelt es sich dabei um Kirmsen, Schützen-, Krieger- oder Turnerfeste. Unter ihnen müssen neben den Kirmsen die Kriegerfeste als die eingewurzeltsten bezeichnet werden. Mit dem beginnenden Herbst verschwinden sie und erst das Weihnachtsfest schafft wieder allgemeinere Festfreude. Von einigen Weihnachtsbräuchen wird an anderer Stelle noch die Rede sein.

Hier soll zunächst noch einiger Bräuche gedacht werden, in denen vielleicht die ältesten Zeugnisse des Volkslebens vorliegen. Es ist kein Wunder, daß die ältesten Proben deutscher Sprache überhaupt aufgezeichnete Sprüche sind, die als Zauberformeln bezeichnet werden können. Stoßen wir doch auch sonst auf niedriger Kulturstufe überall auf ein sehr entwickeltes Zaubereitwesen. Gerade das Geheimnisvolle, das an diesen Bräuchen haftet, bewirkt, daß sie so leicht nicht vergessen werden. Weil sie aber andererseits Geheimnisse sind und bleiben sollen, darum ist es schwer, Genaueres darüber zu erfahren, wie weit heute noch solcher Aberglaube eine Rolle spielt.

Schon unter den Neujahrsbräuchen fanden wir Ähnliche an Vorstellungen, die dem Bereich des Übernatürlichen und Abergläubischen angehören. Zu einem erheblichen Teil hängen sie mit der Pflege und Behandlung kranker Haustiere zusammen; die Bedeutung der Viehzucht für unser Gebiet läßt es begreifen, daß Hexen und Aberglaube besonders wirksam geblieben sind. Einen gewissen Vorrang nimmt unter den Krankheiten die „Hainsche“ ein. Sie befällt Rindvieh und Ziegen und äußert sich in Fressunlust, Bittern, Augenschwellungen und Blähungen. Wenn man sich von dem volkstümlichen Namen „Hainsche“ leiten läßt, kann man annehmen, daß als Ursache der Krankheit früher ein weibliches Waldgespenst, die „Hain-sche“, angesehen wurde. Fast in jedem Dorf gibt es Leute, die gegen die „Hainsche“ „können“, d. h. die Krankheit mit Zauberverben heilen zu können glauben. Ob der im Volke bekannte Vers: „Die Hainsche und der Drache, die kamen an einen Bach; die Hainsche, die verschwand, der Drache, der erkrank“ ein Teil der Formel oder die Formel selbst ist, läßt sich kaum feststellen.

Aber auch gegen andere Krankheiten hilft man sich auf ähnliche Weise. Man geht zu den der Sympathie Kundigen und läßt von ihnen gegen die Krankheit „brauchen“, d. h. solche zauberische Heilmethoden anwenden. Je nach dem Zaubermeister und der Krankheit wird die Krankheit „besprochen“ oder werden gegen die Krankheit Mittel angewendet. Das Besprechen geschieht mit uralten Versen, die gelispelt werden, während die Hand das kranke Glied bestreicht. Die Mittel bestehen in Heilkräutern oder in Handlungen, die als zauberisch angesehen werden und die keineswegs immer in der Umgebung des erkrankten Tieres stattzufinden brauchen.

Wenn der Wittgensteiner Landwirt auf die Schwelle des Stalles ein Messer legt, über das alle Tiere hinwegschreiten müssen, sobald sie im Frühjahr zum erstenmale hinausgeführt werden, um so die Tiere vor Schaden zu bewahren, so ist auch das sicher eine heute nur hier und da noch in alter Gewohnheit geschehende, im Grunde tiefstem Uberglauben entstammende Handlung. Auch das beim ersten Einspannen übliche „Hoi, in Gottes Namen“ gehört vielleicht trotz seiner christlichen Aufmachung hierher.

Nicht wenige alte Gebräuche abergläubischer Herkunft sind mit dem Rückgang der Schafzucht verbunden. Waren doch hier wie allerwärts die Schäfer die berufenen Vertreter jener altertümlichen Heilungsweisen. Der Schäfer, der die Hürde verließ, klopfte auf drei Pfähle, damit in seiner Abwesenheit kein Unglück geschehe. Manche Schäfer standen in dem Ruf, „festmachen“, d. h. andere Menschen am Gehen hindern zu können, ein Mittel, mit dem sie z. B. Schafdiebe strafte. Wahrscheinlich ist aber, daß die Angst vor dem mächtigen Schäfer, von dem solche Künste bekannt waren, an sich schon das Stehlen genügend verhütete.

Bei Erkrankungen des Menschen, bei denen der Arzt versagte oder nach der Meinung des Volkes das Krankheitsbild auf die Wirkung böser Mächte hinvies, wandte man sich auch an solche Schwarzkünstler. Sie strafte die bösen Menschen, besprachen die Krankheit, gaben Tränke und seltsame Vorschriften. Noch werden sich die meisten Kreisbewohner des alten „Ruberbacher Hirten“ erinnern, der Vieh und Menschen oft in höchster Not geholfen hat. Bei ihm verbarg sich unter dem Mantel des Wunderbaren ein sehr ausgebildetes medizinisches Wissen, das ihn zu einem hervorragenden Helfer seiner Mitmenschen machte.

Einige Spezialgebiete haben diese Wunderdoktoren im Besonderen: Das Beseitigen (Vertreiben) von Warzen, die sofortige Stillung des Zahnschmerzes, das Besprechen der Rose, des Fiebers und des Blutens.

In wie weit sich bei gelegentlichen Heilerfolgen uraltes, im Volke weiterlebendes medizinisches Erfahrungswissen und wie weit der blinde Glaube an die Heilkraft des Zaubers auswirkt, kann natürlich im einzelnen weder untersucht noch festgestellt werden.

Überhaupt zeigt sich der Hang zum Aberglauben immer da am stärksten, wo der Mensch sich von Schicksal und Zukunft, Glück und Unglück abhängig fühlt. Nun gibt es aber unter den ländlichen Beschäftigungen kaum eine, die in ihrem Erfolg stärkeren Schwankungen unterliegt, als die Bienenzucht. Kein Wunder, daß gerade die alten Imker über eine ganze Fülle von abergläubischen Bräuchen verfügten, mit deren Hilfe sie unbekanntes Gewalten den Erfolg abringen wollten. Wer noch vor etwa 30—40 Jahren von einem alten Wittgensteiner Imker in die Geheimnisse der Bienenzucht eingeführt werden wollte, mußte erstauen über die Fähigkeit, mit der hier am Alten festgehalten wurde. Starb jemand im Hause, so wurde an die Bienenstöcke angeklopft, damit sie nicht mit dem Toten in ewigen Schlaf versänken. Schwärme der „Bien“, so legte man auf den Tisch einen Brotlaib mit der Mehlseite nach oben, damit der Schwarm nicht fortfliege. Das beim gleichen Anlaß übliche Schießen, das Aufeinanderschlagen von Topfdeckeln, das Überspritzen des Schwarmes mit Gießkanne und dergl. hat dagegen mit abergläubischen Vorstellungen nichts zu tun. Durch derlei Einwirkungen sucht man den Schwarm zum raschen Niedersetzen zu bringen und das Fortfliegen zu verhüten.

Zu gedenken wäre zuletzt auch noch des Hauschlüssels. Hier und dort fand man noch vor nicht allzulanger Zeit in alten Bibeln einen Schlüssel liegen. Er lag auf einem bestimmten Spruch. Stand man nun vor einer wichtigen Entscheidung, so schlug man die Bibel auf. Sprang dabei der „Hauschlüssel“ herum, d. h. rutschte er aus seiner Lage heraus, so bedeutete das eine Warnung; Liegenbleiben dagegen galt als Zustimmung zur geplanten Handlung. So glaubte man den göttlichen Rat durch eine im Grunde abergläubische Handlung erfahren zu können.

Wer das Weltbild einer vorwiegend landwirtschaftlichen Bevölkerung zu schildern hat, darf ihrer Stellung zum Wetter

nicht vergessen. Liegen auch in den Wetterregeln weder Sitten noch Gebräuche vor, so wird doch der Gang der Arbeit von der Meinung über das Wetter weitgehend bestimmt, sodaß aus dem Zusammenwirken von Wettermeinung und Arbeitsgang sich feste Formen bilden, die das Leben ebenso beeinflussen wie Sitten und Gebräuche. Allerdings gehören diese Formen sehr oft der nachprüfbaren Erfahrung an; immerhin aber sind die Wetterregeln größtenteils überkommenes Erbgut. Schon der Umstand, daß fast jede Familie ihre besonderen Wetterzeichen hat, deutet darauf hin. Der eine erwartet Regen, wenn seine Kellertreppe „schwitzt“, d. h. feucht wird, der andere, wenn der Ruß in seinem Schornstein herabfällt, der dritte, wenn ihm die Strümpfe an der Wade „lammeig“ werden, d. h. nicht mehr feistigen wollen; ein vierter fragt nach Morgenrot, Abendrot und Bewölkung; ein fünfter hält sich an das Gebahren der Haustiere, ein anderer achtet auf den Flug der Vögel, die Stechlust der Insekten und wieder andere hören auf das Rauschen der Flüsse und Wälder oder sehen auf die Schaumbildung fließender Gewässer.

Auch in den Formen, unter denen sich die wichtigsten Ereignisse des menschlichen Lebens abspielen, verrät sich manches von alten Gebräuchen und Sitten. Es ist zwar natürlich, daß sich mit der Änderung der kulturellen Verhältnisse, etwa mit der Aufhebung der Hörigkeit, der Lockerung der ständischen Gliederung, insbesondere aber mit der zunehmenden Durchsetzung der Bevölkerung mit fremden Volksbestandteilen — manche dieser Formen verschwinden mußten. Und auch hier befinden wir uns im Wittgensteiner Lande heute in einem Zustand des Rückgangs alter Bräuche.

Wie sehr man sich vom Althergebrachten entfernt, zeigt sich besonders in der Namengebung. Noch vor wenigen Jahrzehnten stieß man überall auf die alten Doppelnamen: Han-benner, Han-jörge, Gehann-jacob, Han-frieder, Anneliese, Marie-katharine. Sie wichen zunehmend anderen Formen, vorwiegend einfachen Namen: Karl, Christian, Georg, Jakob, Heinrich, Ludwig, Luise, Katharine, Marie, Anna, Liese. Aber diese Namen wurden keineswegs als neuartig empfunden, sie waren ja größtenteils in älteren Doppelnamen noch enthalten, und Träger gleicher oder ähnlicher Namen waren in jeder Familie nachweisbar. Die Macht des Herkommens bewies sich noch als wirksam. Das ist in der letzten Zeit anders geworden. Die alten Namen verschwinden zusehens und neue, in der Familie bis dahin nicht gebrauchte, treten an ihre Stelle. Dieses Verschwinden der alten Namen ist aber nur ein Kennzeichen des auch sonst überall zu beobachtenden Bestrebens nach Ablegung der alten Gebräuche.

Darum dürfen wir uns auch nicht wundern, daß der Lauf des Lebens die Spuren früherer Sitten nicht mehr so deutlich zeigt, daß manches verschwunden ist, was unseren Vorfahren noch wichtige Lebensregel schien.

Das kleine Kind bringt nicht der Storch, sondern die „Wase“, zumeist die Hebamme. Sie holt es aus „Abrahams Gärtchen“ oder von einer andern, von Ort zu Ort wechselnden Stelle. Nachbarn und Verwandte nehmen an der Geburt freundlichen Anteil. Sie bringen in den ersten Tagen der Mutter kräftige Suppen (Wochenuppen) und beschenken das Kleine mit Süßchen. Wo Milch fehlt, wird auch Milch gebracht in großen Steinguttöpfen. Milch bringen geht auch dem ersten Feste voraus, was zu Ehren des Neugeborenen stattfindet: dem Weiberschmaus. Dann bringt fast jede der mitfeiernden Frauen ein kleines Geschenk mit: Kaffee, Zucker oder auch Geld. Jede möchte das kleine Kind sehen und tritt an die Wiege. Doch ist nicht jeder Besuch willkommen. Zu leicht könnte der „böse Blick“ der einen oder andern dem ungetauften Kinde schaden. Darum kann es auch heute noch vorkommen, daß die Mutter beim Eintritt jedes neuen Besuchers ins Kopfkissen des Kindes drei Nadeln einsticht, um den Zauber fernzuhalten. In dieser, heute gewiß nur noch auf wenigen Familien beschränkten abergläubischen Sitte klingt alte, früher stark verbreitete Zaubersucht nach. Wissen wir doch, daß noch vor 150 Jahren auch im Lande Wittgenstein niemand einem Kinde nachrühmen durfte, es sei schön. Trug doch sogar diese unvorsichtige Äußerung noch im Jahre

1613 einer Berghäuser Frau Hette Klaus die Anklage auf Hegererei ein.

Mag nun der alte Brauch noch geübt werden oder nicht: Niemand läßt sich beim Weiberschmaus dadurch stören. Kräftiger Kaffee mit viel Zucker in nicht geringen Mengen genossen wirkt Wunder unter den Gästen. Immer lauter wird die Unterhaltung, und immer schärfer das Urteil über die lieben Mitmenschen. Nicht selten sollen dabei auch ganze Hände voll Zucker in den zweiten Kleidertaschen verschwunden und ganze Stücke des beliebten Streufelkuchens mitgewandert sein.

Allerdings muß gesagt werden, daß dieses Fest, an dem nur verheiratete Frauen und kleine Kinder teilnehmen, und bei dem vielfach die jüngste Mutter unter den Gästen ein Band angesteckt erhält, in früheren Zeiten noch ausgelassener gefeiert wurde. Wenn süßer Schnaps oder Zuckerbier die Runde machten, oder gar die große Brockenschüssel mit Schnaps von der Hebamme herumgereicht wurde, dann konnte die Stimmung recht ausgelassen werden.

Am Sonntag nach dem Weiberschmaus findet in der Regel die Taufe statt. Zwei bis sechs Paten aus der Verwandtschaft oder Bekanntschaft, die sich anbieten, müssen das Kind „heben“, und werden so Petter oder Gute, d. i. Gode (früher Gorrel). Kaffeetrinken und Vespere bei Bier und belegtem Brot halten die Gäste zusammen. Beim Kaffee spielt der „Bubenschinken“ eine wichtige Rolle. Jeder Gast erhält von diesem Gebäck ein Stück mehr, als Paten vorhanden sind. Denn jeder Pate hat die Verpflichtung, sobald zur Feier beizusteuern, daß jeder Gast von ihm einen „Bubenschinken“ erhält und der Vater des Kindes legt einen weiteren hinzu. Tritt nun eine Familie mit drei oder vier Köpfen bei einer Taufe an, und ist die Zahl der Paten recht groß, dann kann es vorkommen, daß die Familie nachher mit einer großen, für die halbe Woche ausreichenden Beute von Bubenschinken nachhause zieht. Woher der Bubenschinken seine Form, seinen Namen und seine besondere Verwendung beim Tauffest hat, läßt sich kaum mehr feststellen. Da das Wort „Bube“ als Bezeichnung für Knabe der Mundart fremd ist, es aber in alten Berg- und Ortsnamen noch vorkommt und dort vielleicht auf alte Wodansheiligtümer hinweist, könnte Pfarrer Nase recht haben, wenn er meint, daß der Bubenschinken ursprünglich an Wodan (Wodan) erinnern solle, und daß seine heute mondichelartige Form ursprünglich die eines Hufeisens gewesen sei, das bekanntlich im heidnischen Wodansdienst eine nicht geringe Rolle spielte.

Ist das Neugeborene acht Wochen alt, so bringen ihm die Patinnen und Patenfrauen den Wochenrock, meistens Kleiderstoff oder ein anderes brauchbares Angebinde. Auch dieser Akt ist mit einem Kaffeeschmaus verbunden.

Damit sind aber in unserem Gebiet die Patenpflichten keineswegs erledigt. Jeder Pate schenkt zu Weihnachten ein „Christkindchen“. In Servietten oder große Tücher bindet man das Geschenk für den kleinen Paten ein, legt Nüsse und Apfel hinzu, ferner eine große Brezel, die eigens zu diesem Zweck zu Weihnachten von den Bäckern feilgehalten wird. Dazu kam bis vor kurzem ein selbstgebackenes Brot, das entgegen der Sitte nicht rund, sondern länglich war und „Däitschel“ hieß. Kinder bringen in der Regel das „Christkindchen“ an seinen Bestimmungsort und erhalten dann für ihre Mühe einige Groschen Geldes. Mit der Konfirmation hört das Christkindchen auf, nachdem am letzten Weihnachtsfeste ein besonders wertvolles Geschenk gemacht wurde.

Kommt das Neugeborene zum erstenmale in andere Häuser, so schenkt man ihm ein oder zwei Eier. Und manche Frau streicht mit dem Ei über die Zahnleisten des Kleinen, damit ihm das Zahnen keinen Schaden bringe.

Kommt das Kind zur Schule, so erhält es vom Lehrer einen Groschen, einen Bubenschinken oder etwas Leckeres, was die Eltern dem Lehrer vorher zu diesem Zweck ins Haus brachten.

Die Konfirmation kennt keine besonderen Gebräuche. Vielfach läßt man die Paten zu einer kleinen Feier, doch scheint dieser Brauch von auswärts übernommen zu sein.

Von den Festen der Schulentlassenen (Spinnstuben, Mascheraden und dergl.) ist anderen Orts schon die Rede gewesen.

Der wichtigste Einschnitt, den Musterung und Militärdienst mit sich brachten, fehlt heute. Aber die Erinnerung an die bändergeschmückten Gruppen singender Burschen wird noch lange unbergessen bleiben.

„Läuft“ der Bursche „um“ ein Mädchen oder „geht“ er gar mit ihm, so ist bald ein Verlöbniß zu erwarten. Die Verlobung gewinnt erst neuerdings Bedeutung. Früher lag die Entscheidung allein im Resultat der „Anfrage“, bei der der junge Mann selbst die Eltern seiner Erwählten um ihre Heiratsbewilligung bat oder ein Verwandter oder Bekannter, vielleicht gar unter dem äußeren Vorgeben, ein Stück Vieh erhandeln zu wollen, für ihn anfragte. Diese Verbindung von Viehhandel und Brautschau klingt auch in dem auf diese alte Praxis gemünzten Sprichwort: „Eine gute Kuh sucht man im Stalle“ bewußt an.

Einige Zeit vor der Hochzeit hält man „Winkof“ (Weinkauf) im Hause der Braut. Die nächsten beiderseitigen Verwandten finden sich am Abend zusammen; das „junge Volk“, der Inbegriff der älteren Burschen und Mädchen, singt das altberühmte Ehestandslied, schießt mit Pistolen und läßt sich reichlich traktieren.

Der Hochzeit geht das Aufgebot voraus. Dann hängt das junge Paar „im Kasten“ und „springt über die Kanzel“.

Die Hochzeit findet in der Regel in dem Hause statt, in dem das junge Paar zu wohnen gedenkt. Auf dem Wege zum Standesamt begleiten nun die Trauzeugen das Paar. Der Tag der Trauung aber sieht die Brautburschen und Brautmädchen in seiner Begleitung. Nicht selten wird auch dann geschossen. Unter den Hochzeitsgästen spielen neben den nächsten Verwandten die Paten und Patinnen von Braut und Bräutigam eine besondere Rolle. Es ist Sitte, daß die Festgäste dem jungen Paar etwas schenken. Doch hat die Hochzeit nie den Charakter der Gebehochzeiten, bei denen in anderen Teilen Westfalens die Braut mit großer Schürze zur Entgegennahme des Geldes bereit an der Tür steht und oft ein Nebenverdienst von mehreren hundert Mark bei der Hochzeit herauspringt. Im Wittgensteiner Lande ist das Schenken Sitte, ohne eigentlich Pflicht zu sein. Es geschieht überdies möglichst unauffällig und gelegentlich.

Kommt die Braut oder der Bräutigam von einem anderen Dorfe aus der näheren Umgebung, so erfolgt der Einzug mit Hilfe des Brautwagens. Der geschmückte Wagen ist mit Hausrat beladen, oben darauf thront der Spinrocken, der mit bunten Bändern geschmückt ist. Hinter dem Wagen schreitet das etwa in die Ehe gebrachte Vieh, gleichfalls geschmückt. Bändergezierte Burschen begleiten den Wagen auf seiner Fahrt, bei der es in der Regel nicht ohne Schießen abgeht. Dann spannen die Kinder über die Straße ein Seil, und der Bräutigam erwirbt sich durch einen kleinen Zoll freie Fahrt.

Zieht das junge Paar zu den Eltern, bezw. Schwiegereltern, was die Regel sein dürfte, so richten sich die „jungen Leute“ in den meist zweistöckigen Häusern des Landes die obere Etage als Wohnung ein. Sie ziehen „auf die Stube“. Wird ein neues Haus gebaut, so tragen an dem Tage, an dem ein Bäumchen mit bunten Bändern das Balkenwerk des Dachfirstes ziert, befreundete und benachbarte Frauen Körbe mit Brot, Milch, Butter, Käse, Erbsen und dergl. ins Haus. Sie „stieren“ (steuern bei) und halten auch bei dieser nützlichen Betätigung einen kleinen Schmaus.

Der Ernst harter Arbeit tilgt in der Regel auch beim glücklichsten jungen Paar die Freude an festlichen Veranstaltungen. Mann und Frau sind nunmehr schwerlicher und unaufhörlicher Arbeit dienstbar. Selten nur läßt ein allgemeines oder ein Familienfest die Arbeit für einige Stunden vergessen. So kommt es, daß in dem mit Naturschätzen nicht gerade gesegneten Wittgensteiner Lande die Verheirateten ihr Leben mit Ernst und Sorge nicht selten härter beschweren als anderswo. Alles verläuft nun nach dem Rhythmus der Jahreszeit. Saat und Ernte, Kommen und Gehen. An einem bestimmten Festtag geht man zum Abendmahl, an bestimmten Tagen beginnt man auch mit Gemülsaussaat, dem Heuschchnitt, dem Austreiben des Viehes auf die Weide. Das Tempo der anderen bestimmt bei der Arbeit weitgehend das eigene, und dieses Tempo pflegt schärfer zu sein, als in

manchen anderen Gebieten. Schwere Arbeit, durch ungesundes Leben und Vernachlässigung der Gesundheit geförderte Entkräftung bringen den an sich kräftigen und widerstandsfähigen Menschenschlag vielfach zu einem frühzeitigen Erlöschen.

Todesahnung geht durch die Dörfer, wenn die Glocke „klopft“, d. h. in gleichen Schlägen klagend den Tod eines Mitmenschen verkündet. Dem Toten halten die Nachbarn Totenwache. Ein schwaches Licht brennt im Sterbezimmer. Altersgenossen und Nachbarn tragen ihn auf dem Lande zu Grabe,

dieselben, die ihm auch das Grab ausgeschaufelt haben. Männer und Frauen begleiten den Leichenzug; meist nimmt im Dorf jedes Haus am Ereignis teil. Aber auch hier läßt ein Glied des Trauerhauses zur Trauerfeier ein, genau so, wie auch bei Hochzeiten und Kindtaufen nur die Eingeladenen beim Feste erscheinen. Und auch beim Sterbefall sind alle Teilnehmer Gäste des Hauses, die sich bei Kaffee, Wecken und Brot, Butter und Würst zusammenfinden, um dann den Gleichklang des Lebens wieder zu seinem Recht kommen zu lassen.